

Prolog

Es war ein schöner Abend gewesen. Zu zweit. In ihrer Lieblingskneipe. Und bald würde es endlich losgehen. Als Erstes Argentinien, ihr Traumland: Tango, Mate und erst die Landschaften – von Regenwäldern bis zu Wüsten. Und dann natürlich Feuerland! Allein der Name klang geheimnisvoll, vielversprechend. Im Anschluss Kolumbien und zum Schluss Mexiko. In ihrer Aufregung plapperte sie ununterbrochen, erzählte, sprühte vor Abenteuerlust – und ließ ihre Begleitung fast nicht zu Wort kommen. Seit Monaten hatte sie die Reise geplant, konnte gar nicht aufhören, davon zu reden.

Doch irgendwann musste etwas passiert, musste die Stimmung gekippt sein. Sie hatte nichts mitbekommen, war zu gefangen in ihren Gedanken, ihren Träumen. Beim Verlassen des kleinen Lokals lachten sie noch gemeinsam, daran konnte sie sich genau erinnern. Die Nacht war sternenklar. Auf dem Gehweg drehte sie sich wie ein Kind im Kreis, lief rückwärts und schwärmte dabei weiter von ihren Plänen. Die warme Brise wehte ihr die langen Haare ins Gesicht, lachend pustete sie sie weg und staunte über sich selbst: Sie würde wirklich und wahrhaftig in ein Flugzeug steigen, über den großen Ozean fliegen und – ganz auf sich gestellt – die größte Reise ihres Lebens beginnen. Zwischen ihnen schien alles wie immer zu sein. Entspannt, vertraut. Was hatte sie nur übersehen?

»Hör auf, bitte!«, flüsterte sie schwach.

Doch es hörte nicht auf. Hass erfüllte den kleinen Raum. Blinde Wut prasselte auf sie nieder, und überall war nur noch Schmerz. Ihr Gesicht war ein einziger, blutroter Feuerball aus unerträglichen Qualen. Sie bekam kaum noch Luft durch die zerstörte Nase.

Sie hatte den ersten Hieb nicht kommen sehen.

Mit voller Wucht prallte ein schwerer Gegenstand gegen ihren Hinterkopf – gerade in dem Moment, als sie sich freudestrahlend umdrehen wollte, um zu fragen, ob sie noch einen Kaffee aufsetzen sollte, auch wenn es schon spät war. Sie geriet ins Wanken, versuchte noch, sich am Sofa abzustützen, als auch schon der zweite Schlag kam. Direkt gegen die Schläfe.

Danach musste sie gestürzt sein und das Bewusstsein verloren haben. Als sie Sekunden oder Minuten später wieder zu sich kam, lag sie verdreht auf dem Boden. Unsinnigerweise ging ihr durch den Kopf, wie schön der Teppich war. Den würde man nie wieder sauber bekommen. All das Blut! Tiefes, sattes Rot. Eigentlich eine wunderschöne Farbe – die Farbe des Lebens, das langsam unter ihr versickerte. Als sie endlich begriff, dass es ihr eigenes war, kamen auch die Schmerzen. Unbeschreibliche Schmerzen, wie sie sie noch nie empfunden hatte, überrollten sie und raubten ihr den Atem. Als sie mühsam die Augen einige wenige Millimeter weit öffnete, stand das ihr so bekannte Zimmer Kopf. Ausschnitte zoomten in ihr Blickfeld, wurden immer greller und schärfer, um dann wieder langsam an den Rändern zu verschwimmen, schwarz zu werden und zu verschwinden. Ihr Körper gehorchte ihr nicht. Willenlos zuckte er hin und her, gebeutelt von der blinden Zerstörungswut, der sie hilflos ausgeliefert war. Sie wollte sich wehren. Wollte ihre Arme heben, ihr Gesicht schützen, sich krümmen, sich ganz klein machen. Es ging nicht. Und die brutalen, erbarmungslosen Hiebe gingen unvermindert weiter.

Das Schlimmste war das Schweigen. Keine Erklärung, nicht einmal gemurmelte Worte, die ihr einen Hinweis hätten geben können. Nur Hass und Wut. Es sollte aufhören. Bitte. Es musste aufhören, bevor nichts mehr von ihr übrig war.

Sie registrierte nicht mehr, wie weitere Knochen mit einem ekelerregenden Knacken brachen. Hörte nicht mehr das auf einmal ausgestoßene, irre, grausame Lachen über ihr. Sie trieb nur noch in einer nicht enden wollenden Agonie dahin.

Warum? Dieses eine kleine Wort hallte immer wieder in ihrem gemarterten Kopf. Es ergab alles keinen Sinn. Sie waren doch Freunde, Vertraute, sogar mehr als das. Und sie war so jung, hatte noch ihr ganzes Leben vor sich. Nicht nur die langersehnte Reise und all die Abenteuer, von denen sie bei der monatelangen Planung geträumt hatte. Da war doch noch ihre Hochzeit! Sie würde nichts mehr davon erleben. Das konnte nicht sein. Das durfte nicht sein! Warum? Die sinnlose Frage, auf die sie nie eine Antwort erhalten würde.

Sie wollte nicht aufgeben. Doch schon hörten die Schmerzen auf. Ihr Blick trübte sich, das Zimmer verschwand. Verbissen versuchte sie, die Augen offen zu lassen. Stemmte sich mit aller Kraft gegen das langsame Versinken in das absolute, schwarze Vergessen. Aber sie spürte ganz deutlich, wie das bisschen Leben aus ihr wich. Tropfen für Tropfen. Schlag für Schlag. Ihr Herz wurde langsamer. Ihr Atem kaum noch spürbar. Und dann, endlich, hörte der Angriff auf.

Doch es war zu spät. Der Kampf war verloren. Sie wurde ganz ruhig, schwamm in einem warmen, samtigen Meer aus Dunkelheit.

Es war vorbei.

Der Atem ging stoßweise, die Hände ruhten erschöpft auf dem ehemals schönen, bunten Teppich, in dem das Blut allmählich versickerte.

Langsam öffneten sich die geschlossenen Augen, der Blick wanderte erstaunt umher. Alles sah so gewöhnlich aus, als wäre nichts passiert. Dann wanderte der Blick überrascht auf den schweren, runden Stein in der rechten Hand. Wie war er da hingekommen? Ach, richtig. Eigentlich lag er auf dem kleinen Beistelltisch, neben dem Sofa, ein Mitbringsel von ... nicht so wichtig.

Der Puls beruhigte sich wieder, das Summen im Kopf verstummte. Die bodenlose Wut, die Enttäuschung, das Gefühl, hintergangen worden zu sein, ließen nach.

Es war wie ein Rausch gewesen, als hätte ein fremdes Wesen vom Körper Besitz ergriffen. Ein Racheengel. Eiskalt und von himmlischem Zorn erfüllt.

Der Abend hatte nett begonnen. Nur sie, zu zweit in dem Lokal. Endlich, nach so langer Zeit. Es hätte nur um sie beide gehen dürfen. Doch dann gab es nur noch ein Thema: ihn – Jeremiah. Wie konnte sie es wagen, so einen Verrat zu begehen? Nach allem, was sie gemeinsam durchlebt hatten? Nie hätte man auch nur den geringsten Verdacht haben können, dass sich hinter diesem süßen Antlitz ein so hinterhältiges Miststück verbarg.

Schon brodelte der Groll wieder auf, der im Laufe des Abends mit jeder neuen Geschichte, jeder Erzählung, jeder Schwärmerei über den *Traumprinzen* immer unbändiger geworden war, bis er sich in der einzig denkbaren Handlung entladen hatte.

Aber nein. Jetzt war es wichtig, sich am Riemen zu reißen. Die Kontrolle zu behalten. Ruhig zu atmen. Zögernd wanderte der Blick zur jungen Frau auf dem Teppich, und säuerliche Übelkeit machte sich im ganzen Körper breit.

Das ... das war ich nicht! Es war ein Unfall. Sie hat mich dazu gebracht. Sie ... sie ist schuld!

Montag, 1. April

Der kleine Hund bellte wie verrückt und sauste mit wehenden Ohren davon. Flugs verschwand er hinter seinem Lieblingsbusch, und dann glaubte die alte Dame zu hören, wie er eifrig anfang zu graben.

»Nicht schon wieder eine Maus«, seufzte Lieselotte Müller ergeben und machte sich daran, ihren kleinen Liebling von seiner zweiten Mahlzeit abzuhalten.

Heute war sie früh unterwegs. Es versprach ein angenehmer, milder Frühlingstag zu werden. Der Himmel war fast wolkenfrei und schimmerte papierweiß. Letzte Nacht hatte es noch kräftig geregnet, wahre Sturzbäche waren auf das kleine Städtchen niedergeprasselt. Aber jetzt, an diesem schönen Montagmorgen, schien die Sonne, und die Felder glitzerten und funkelten dank der unendlich vielen Tautropfen.

Frau Müller hatte ihren Übergangsmantel und ihre alten Stiefel angezogen, da es etwas frisch war und die Wege vom nächtlichen Regen noch Pfützen aufwiesen. Ihre guten Schuhe wären schnell durchnässt gewesen. Das gewundene, schmale Sträßchen, das raus auf die Felder und Wiesen und in einem großen Bogen zurück zum anderen Ende des kleinen Städtchens führte, war zwar asphaltiert, aber sie lief gerne über die Schotterwege, die von der Straße abzweigten und weniger benutzt wurden.

Es war ihre liebste Zeit des Jahres. Am meisten genoss sie es, unter der Woche durch die Felder hinter dem Dorf spazieren zu gehen, in dem sie ihr ganzes Leben verbracht hatte. Es war so wunderbar ruhig und friedlich. Am Wochenende begegnete man dem einen oder anderen Hundebesitzer aus dem Neubaugebiet, dessen Vierbeiner sich ihrer Meinung nach nicht zu benehmen wusste. Ihr Rauhaardackel hatte entschieden etwas dagegen, ständig beschnüffelt zu werden, und viele der Hundebesitzer verstanden das partout nicht.

»Mein Rudi will doch nur spielen«, hieß es dann, und das Ganze endete damit, dass der kleine Wilhelm völlig aufgebracht auf den Arm genommen werden musste.

Lieselotte Müller schüttelte in Gedanken den Kopf. Natürlich war ihr Liebling klein und wog auch nicht besonders viel. Aber in ihrem Alter machte auch das geringe Gewicht etwas aus. Vor allem das Bücken fiel ihr zunehmend schwer.

Jetzt blieb sie am Wegesrand stehen, stemmte entschlossen die Hände in ihre runden Hüften und rief so laut, wie es mit ihrer vom Alter dünn gewordenen Stimme möglich war: »Wilhelm, Wilhelm, jetzt komm raus da, lass das Mäuschen. Wilhelm!«

Aber der kleine Wilhelm schien überhaupt nicht daran interessiert zu sein, aus dem Busch hervorzukommen und seine ergatterte Beute loszulassen. Normalerweise war er ein sehr braver Dackel, aber diesmal half alles Rufen und Bitten nicht. Er schien etwas gefangen zu haben, mit dem er einen erbitterten Kampf führte, denn je näher sie kam, desto lauter wurden die verbissenen Zieh- und Zerrgeräusche.

»Wilhelm! Willst du wohl da rauskommen! Wilhelm!«

Die alte Dame verließ widerwillig den Pfad, der über die von der warmen Frühlingssonne durchfluteten Felder führte, um den kleinen Dickkopf eigenhändig aus dem Gebüsch zu holen. Seufzend ging sie vorsichtig um die kleinen Pfützen herum und achtete genau darauf, wo sie ihre Füße hinsetzte. Mit ihren fünfundachtzig Jahren konnte sie es sich nicht erlauben, zu straucheln und – Gott bewahre – zu fallen und sich etwas zu brechen.

»Wilhelm, also wirklich! Jetzt muss ich hier noch durch das Feld stapfen! Was ist nur in dich gefahren!«, schnaufte sie empört.

Zwar sahen ihre alten Stiefel sowieso schon sehr mitgenommen aus, aber jetzt würde auch noch Erde daran kleben, die sie später mühsam entfernen musste. Das sah ihrem kleinen Halunken aber gar nicht ähnlich. Zwar hoppelte er gerne mal abseits der Wege in die eine oder andere Richtung davon, schnüffelte mal hier, mal dort und versuchte sich auch als tapferer Mäusejäger, aber spätestens beim zweiten Rufen kam er gehorsam angelaufen und holte sich schwanzwedelnd seine verdiente Belohnung ab. Doch nicht heute.

Langsam, da man in ihrem Alter nicht mehr die Allerschnellste war, ging sie um den blühenden Strauch und erwartete, ihren sonst so treuen Gefährten vergnügt beim Graben zu erblicken oder schlimmstenfalls mit einer zappelnden Maus zwischen den Fängen – was sie dann doch ganz schön eklig gefunden hätte.

Doch als sie endlich das Gehölz umrundet hatte, blieb sie abrupt und wie angewurzelt stehen. Ihr stockte der Atem. Ein Schrei blieb ihr im Hals stecken. Der Anblick war albtraumhaft. Vor ihr, vom großen Busch verdeckt, sodass man sie vom Weg aus nicht sehen konnte, lag eine zierliche Person. Etwas stimmte ganz und gar nicht mit ihr. Sie lag einfach nur da – regungslos. Zu regungslos. Das Gesicht war nicht zu erkennen, da es vollkommen vom langen, blonden, durch den Starkregen verklebten Haar verdeckt wurde, und auch die Kleidung schien ganz und gar durchnässt zu sein. Sie musste schon eine Weile dort gelegen haben. Die alte Dame konnte nur dunkelblaue Jeans und einen ehemals weißen Pullover erkennen. Sie sah die Szene wie aus weiter Ferne und gleichzeitig gestochen scharf.

Und dann fiel ihr Blick auf den kleinen Wilhelm – und ihr altes Herz setzte beinahe aus. Denn da war keine Maus, kein Ast, kein vergessenes Spielzeug. Ihr Wilhelm hatte sich in etwas Bleiches verbissen. Die alte Dame riss erschrocken den Mund auf, aber kein Laut kam heraus. Sie wich einen Schritt zurück. Ihr Herz fing an zu rasen. Zögerlich blickte sie ein zweites Mal hin – und begriff, was sie da sah. Der Dackel hatte die linke Hand der jungen Frau zwischen seinen Fängen und zerrte und zog nach Leibeskräften. Er hatte sich vollkommen in seine Beute verbissen und dachte nicht im Traum daran, loszulassen.